

«Als Jäger muss man sich die Hände schmutzig machen»

Der Bündner Schriftsteller Leo Tuor hat für seinen Roman «Settembrini» das Jagdpatent gemacht. Das Jagen sollte ihn davor bewahren, das Töten und die Versehrtheit zu tabuisieren.

mit Leo Tuor sprach
Gion-Mattias Durband

Mit seinem 2011 erschienenen Roman «Settembrini» hat Leo Tuor der Bündner Jagd ein Denkmal gesetzt. Seine Bücher schreibt er in der Abgeschiedenheit. Doch das Leben in den Bergen sei nicht mehr frei von Ablenkung. Man sei hier genauso verwirrt durch die sozialen Medien wie in den Städten. Auch bemängelt Tuor einen Mangel an Humor – gerade in der Literatur. Und er schreibt dagegen an.

Herr Tuor, am Donnerstag beginnt die Jagdsaison. Sie sind einer der rund 5000 Jäger im Kanton. Was bedeutet die Jagd für Sie – und was macht sie mit dem Schriftsteller Leo Tuor?

LEO TUOR: In der Zeitung habe ich gelesen, dass ich ein «passionierter Jäger» bin. Man ist das, was die anderen von einem denken. Jagd bedeutet für mich: entschwinden, ein paar Tage weg von Herd und Erziehung und in die Welt des Hochgebirges eintauchen zu können, ohne Tourist sein zu müssen. Schön ist, dass man es plant – und dass es doch immer anders kommt. Und schön ist, dass man am Abend immer mit Beute zurückkommt – meist in Form von Geschichten.

Für Ihren 2011 erschienenen Roman «Settembrini» haben Sie das Jagdpatent gemacht. Ein Selbstversuch zur literarischen Verwertung?

Karl May konnte vom Wilden Westen schreiben, ohne je dabei gewesen zu sein. Er hat unsterbliche Mythen geschaffen, schillernde Figuren, die berühmtesten Gewehre der Literatur: Bärenlöter, Silberbüchse, Henrystutzen. Schade, dass er Winnetou auf dem Sterbelager noch zum Katholiken macht, indem er ihn im letzten Moment sich zur Muttergottes bekennen lässt. Das war für mich als junger Leser enttäuschend. So wird sein Held zuletzt ein wenig unglaubwürdig. Ich wollte solche Fehler vermeiden, darum die Jagdprüfung. Und Settembrini verwindet ohne Muttergottes wie ein Shakespeareaner: dem Himmel meine Seele, dem Kanton meine Knochen.

Mit «Settembrini» wollten Sie auch die Bündner Jagd beschreiben und was in den Köpfen der Jäger vor sich geht. Sie kennen Jäger seit klein auf, auch aus Ihrer Zeit als Hirte. Brauchte es da das Patent?

In der Tat konnte man Jahrhunderte lang die Bündner Jagd nur verstehen, wenn man selber Bünd-

ner Jäger war. Nun kann man den «Settembrini» lesen! Es ist eine Welt der Sterne, der Himmel, der Gletscher und der Wüsten. Natürlich kam und kommt der Kanton dadurch zu Schaden: Die Leute lesen das Buch, anstatt das Patent zu lösen und zu jagen. Das war ein Effekt des Buches: Der Jagd ein Monument zu errichten und ihre Gegner das Staunen zu lehren.

Vor welchen Fehlschlüssen hat es Sie als Schriftsteller bewahrt, dass Sie das Gewehr selbst in die Hand genommen haben?

Vor der Versuchung, das Töten und die Versehrtheit totzuschweigen, davor, das Zerstören, Töten, Vernichten vom Menschen trennen zu wollen. Das versteht einer, der nie eigenhändig getötet hat und Lammfleisch aus Neuseeland konsumiert, vielleicht nicht. Wer sich nicht damit auseinandersetzt, nicht auseinandersetzen will, macht sich auch kein schlechtes Gewissen beim

«Ein Tier in der Morgendämmerung zu töten ist eine Tragödie.»

Gang zum Kühlregal. Als Jäger muss man sich hingegen mit alldem befassen. Und wenn das Tier erst mal erlegt ist, muss man es ausnehmen. Man muss sich die Hände schmutzig machen. Ein Tier in der Morgendämmerung zu töten, ist eine Tragödie. Darum die nassen Augen des echten Jägers angesichts dessen, was er getan hat. Es ist in unserer Gesellschaft ein Tabu, das Leben eines Tieres auszulöschen. Gleichzeitig wird das Problem der massiven Umweltzerstörung beschönigt, reden doch die Wettermoderatorinnen in den heissen Sommertagen von «schwitzenden Gletschern». Sie sterben, Ihr Gutmenschen!

Die Jagd gerät unter Rechtfertigungszwang – die zwei jüngeren Initiativen illustrieren dies. Wie erlebt man das als Jäger?

Es kann passieren, dass der Greinajäger von Wanderern als Mörder beschimpft wird, wenn er mit einer Gämse auf dem Rücken vom Berg herunterkommt. Die Touristen ignorieren die Umstände, ahnen nicht, dass es Wochen dauern kann, bis man eine

Gämse erlegt, wissen nicht, dass dieser Gämsejäger seine Beute – 30 Kilogramm ohne Rucksack und Gewehr – vier bis fünf Stunden auf dem Rücken vom Berg herunterträgt, wissen nicht dass das Fleisch, der Salat, das Dessert, das sie in der SAC-Hütte verspeisen werden, mit dem Helikopter hochgeflogen wurde. Der Tourist, der die Kultur der Hirten und Jäger ignoriert, macht aus Weiden National-, Vergnügungs-, Golfpärke. Dieser Bulldozer mit Skistöcken trampelt über eine Jahrtausende alte Kultur hinweg. In den Worten von A. Jorge Dias: «La victoire de l'égoïsme individualiste sur le collectivisme traditionnel, qui succombe petit à petit devant les progrès du premier.»

Beim Politikum Jagd liegen Innen- und Aussenperspektive oft weit auseinander.

Sehen Sie, da redet die ganze Schweiz zum Beispiel über die Kuh, die sogar ihr Symbol ist, und die wenigsten sind je unter einer gegessen und haben sie gemolken. Wie kann man seriös über eine Kuh reden, ohne diese «kolossale Weiblichkeit» (Heinrich Heine) bauchnah erlebt zu haben? Das Gleiche mit der Jagd: Da kritisieren Leute diesen Betrieb, ohne etwas von einem Mung, geschweige denn von einem Adler und schon gar nicht von

einem Bündner zu verstehen – und unsere Jagdbehörden lassen sich von ihnen gar einschüchtern.

Welche Rolle spielt Ihrer Meinung nach die Jagd für das Selbstverständnis der Bündner?

Seit 1526, also bald einem halben Jahrtausend, ist die Jagd für den Bündner ein Volksrecht. Jagd ist für ihn Freiheit. Dass neuerdings die Behörden kapituliert haben und nun den Gebrauch von iPhone und Funkgerät während der

«Der Tourist, der die Kultur der Hirten und Jäger ignoriert, macht aus Weiden National-, Vergnügungs- und Golfpärke.»

ganzen Hochjagd erlauben, bedeutet den Untergang einer stolzen und einigermassen fairen Jagd: Das Tier hat gegen diese Technik noch weniger Chancen. Ausserdem nimmt die Unruhe, welche ständige Erreichbarkeit, Mitteilungs- und Dokumentierzwang mit sich bringen, dem Jäger den Luxus einer 500-jährigen Freiheit.

Apropos Erreichbarkeit: Sie leben in einem abgelegenen 10-Seelen-Dorf. Vermisst man da als Schriftsteller nicht bisweilen den Austausch mit anderen Geistern?

Wir sind in einer Stunde in Chur, in zwei Stunden in Zürich, in vier Stunden in London und in acht Stunden in New York. Oft kommen die Geister zu uns und wir tauschen uns aus. Gestern zum Beispiel tauchten zwei Menschen aus Malaysia hier auf. Meine Heimat ist ohnehin die Literatur, la patria portativa, das «portative Vaterland», das man, wie die Juden, auf der Flucht schnell einpacken kann.

Und dieser patria portativa kann auch die Enge der Berge nichts anhaben?

Steigen Sie auf den Berg, und die Enge ist weg und Sie haben das Meer vor sich, das Meer der Steine, und dann kommt das Meer der Berge, wenn Sie oben sind, und ganz oben das Himmlsmeer. Und dann kommt die Literatur: Graubünden liegt am Meer. «Unsere graue liebe Mutter», wie es im Ulysses so wunderbar heisst.

Schafft die Kargheit des Berglebens gerade den Freiraum für das Geistige, das Schreiben – keine Ablenkung?

Kann sein, für das Geistige, und für das Göttliche. Die Kargheit des Berglebens und die Klarheit des Sternenhimmels. Je älter ich werde und je länger ich diesen Himmel – der ja über den Grossstädten nicht mehr leuchtet – betrachte, desto absurder finde ich es, nicht zu glauben, dass da ein Schöpfer dahinter steckt. Dieses Universum schafft grossen Freiraum. Grenzenlos wird es nicht sein, vermutete Einstein, grenzenlos sei allein die Dummheit der Menschen. Mit dieser Spannung aber muss die Literatur fertig werden. Die Meinung aber, dass es in den Bergen keine Ablenkung gebe, ist ein Mythos. Wir sind genauso verwirrt durch die sozialen Medien – warum sind die eigentlich sozial, wissen Sie das? – wie die Städter. In diesem Netzwerk sind alle gefangen und werden dieses Gefangensein noch eine Weile als ihr Heil empfinden. – Nein, mit dem Schreiben ist es ganz einfach. Man muss nur das Zauberwort treffen, wie das Lied sagt: Schläft ein Lied in allen Dingen die da träumen fort und fort, und die Welt hebt an zu singen, triffst du nur das Zauberwort.

Wofür schreiben Sie, ist das Zauberwort erst getroffen? Welche Wirkung wünschen Sie sich beim Leser, bei sich selbst?

Meine Muttersprache ist das Romanische. Ich schreibe in dieser Sprache. Solange die Literatur lebt und die Leser da sind, lebt eine Sprache. Ich vermisse in der zeitgenössischen Literatur die Heiterkeit, den Humor. Meine Bücher sollen das Publikum erheitern. Nach James Joyce und Mark Twain gab es in der Literatur immer weniger Humor und Schalk. Ohne Humor aber gehen wir noch schneller unter.

Bild Yanik Bürkli

Leo Tuor ...

... wurde 1959 geboren, er wuchs in Rabius und Disentis auf, wo er die Klosterschule besuchte. Er studierte Philosophie und Literatur und führte sich 1988 mit seinem Erstling «Giacumbert Nau» als eigenwilliger, entlarvender Autor in die Literatur ein. Viele Jahre verbrachte er den Sommer als Schaffhirt auf der Greina und den Herbst als Jäger auf Carpet. Tuors «Settembrini», von Peter Egloff ins Deutsche übersetzt, wurde mehrmals ausgezeichnet. Tuor lebt mit der Theologin Christina Tuor-Kurth und drei Söhnen in der Val Sumvitg.